

Nr. 66. Bromberg, den 7. April 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Über das Hochstraßer-Haus und die Welt hin rauschte die Zeit. Über manchen Ländern war ihr Flügelschlag gewaltig und Stürme brausten in ihrem Gefolge. Über des Lukas' Haus strich sie sanft mit weitgebreiteten Schwingen hin und ließ Friede sein.

Die Kinder wuchsen heran. Alle drei Knaben gingen zur Schule, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie sich Tag für Tag auf den Weg machten. Julian, der größte und stärkste von ihnen, ging ihnen voran und machte sich zum Beschützer der beiden andern. Er war ein vorlauter und wilder, zum Prahlen neigender Bursch, aber im Grunde gutherzig und den beiden andern anhänglich, er behütete ihren Schulweg wohl. Die beiden aber, Uli und Lukas, trabten mit ernsthaften und wichtigen Gesichtern hinter ihm, häßlich, gelb, mit sonderbar alten und klugen Zügen der eine, hell, mit großen und klaren Augen und schimmerndem Haar der andre. So waren sie in der Straße zu Herrlibach als die Unzertrennlichen bald eine bekannte Erscheinung. Lächelnd und mit Wohlgefallen blickten die Leute ihnen nach, und wenn ein Fremder ihnen begegnete, wendete er sich wohl zurück und folgte ebenfalls mit den Blicken den Knaben, deren Ungleichheit und im Gegensatz dazu ihre enge Zusammengehörigkeit merkwürdig in die Augen sprang.

Die Sonntagabende fanden die vom Hochstraßer-Haus vollzählig beisammen, in der Laube im Sommer, in der Stube im Winter. Lukas hatte das so gewollt. „Wir wollen wissen, wer alles zu uns gehört," pflegte er zu sagen. So kam Julian mit Frau und Kind aus dem Nebenhause herüber, und vom Kollergut herunter fand Barbara mit Uli sich ein. Aus seiner Kammer oder vom Ruhesitze an der Scheune, wo er fast täglich zu sehen war, kam einer, der, obgleich er schon über- und überzeitig war, immer noch meinte: „Noch ein paar Jahre möchte ich es schon haben, das liebe Leben," Longinus, der Knecht, dem jeder Tag hell war, weil der Herrgott vergessen hatte, ihm das Menschlichste des Menschen zu geben: die Unzufriedenheit. Die drei Knaben saßen dann in einer Stubenecke oder tollten um das Haus, Rosa trug Wein aus dem Keller herauf und Brigitte stellte nach bäuerischer Sitte Backwerk für die Frauen und Rauchzeug für die Männer auf den Tisch. Wenn sie alle beisammen saßen, trat als der letzte Lukas zu ihnen, und ohne daß es ihnen ganz bewußt wurde, kam ihnen der Sonntag erst mit ihm herein. Er war immer noch derselbe, schlicht, altväterisch fast in Wesen und Kleid, aber mit dem freien und leuchtenden Blick im Auge, der ihn nicht alt werden ließ. Seine Gestalt bog sich nicht, hagerer wurde sie wohl und Jahr um Jahr schnitt die Runzeln und Risse schärfer in das braune Gesicht. Auch das Haar war weißer und der Reif wuchs hinab in den langen Bart. Lukas sah auf diesen hinab und lachte: „Da schneit es jetzt schwer hinein." Dann setzte er sich zu ihnen und hatte ihnen bald einen Stoff zum Gespräch gegeben, zunächst hob er wohl von den Ereignissen der Woche an, von getaner und noch zu tuender Arbeit, von Versuch und Erfolg oder wohl auch von den Interessen der einzelnen unter ihnen, an denen nach seinem Willen alle gleich teilhaben sollten. Dann wandte ihr Gespräch sich allmählich weiteren Zielen zu, Ereignissen der Außenwelt, wie sie vor ihren schlichten Blicken sich zeigten. Die schönen Glocken von Herrlibach läuteten ihren Sonntagsgruß in ihren Feierabend, manchmal konnten sie wie das dumpfe, ferne Echo zu diesen das mächtige Geläute von St. Felix heraufklingen hören. Sie saßen beieinander, und was sie sagten, lief alles bei Lukas zusammen, der derjenige war, an den jedes von ihnen freudiges Wort und Klage, Frage wie Bitte richtete.

In ihre Sonntage, in ihre Zeit überhaupt trat bald noch ein anderer tapferer und lebensstarker Mensch, Martha Schwerzmann, die Magd. David war nicht versonnen genug, daß nicht ihre helle, starke Stimme, ihr freies Lachen und Singen allmählich in seine Versunkenheit gedrungen wäre. Sie weckte ihn mit ihrer Frische, und wenn er anfangs mit großen Augen und erstaunt auf sie blickte, so kam nach und nach in diesen Blick Freude und Teilnahme. Es brauchte nur eines leisen Winkes von Lukas' Hand, damit er zur Erkenntnis kam, wie er sich keinen besseren Kameraden an die Seite nehmen konnte, als die starke Magd.

Martha war nachdenklich geworden. Sie war nicht mehr ganz jung, und es kam ein junger Bauer aus ihrem Heimatort, den sie seit ihrer Jugend gekannt hatte, und wollte sie zur Frau haben. Die Absage wurde ihr nicht so leicht wie früher. Es war deshalb, daß Lukas mit David sprach.

„Du wirst nicht tags deines Lebens allein bleiben wollen", sagte er und fügte hinzu: „Wenn du nicht acht hast, möchte dir in diesen Tagen eine wegkommen, um die es schade wäre."

Am Abend kam der Bewerber Marthas wieder. David sah ihn wieder aufs Haus zuschreiten und erschrak so jäh, daß ein plötzlicher Entschluß in ihm aufsprang. Von der Stelle weg ging er Martha, die er im Felde wußte, suchen und bat sie, als sein Weib im Hause zu bleiben. Sie aber mochte an seiner Unruhe erraten, daß der Jugendfreund gekommen war, seine Antwort zu holen. Sie sah ihn fest und diesmal ohne zu lachen an, besann sich und war bald entschlossen. „Du hast mich nötiger, meine ich", sagte sie und tauschte nicht ohne einen leisen Schmerz den ihr lieben andern um die Heimat in Lukas' Hause, weil ihr darin und in seiner freien Luft wohl war und etwas sie sonderbar zu dem traumhaften Menschen, dem David, zog, der eine feste Hand brauchte, ihn zu führen.

Im Herbst darauf hielten sie Hochzeit.

Und als das Laub fiel und der Wald in allen Feuerfarben prangte, ging Margherita, die Welsche, noch einmal an Davids Leben vorüber.

Es war ein eigentümlicher Abend. In vereinzelten Windstößen rauschte das dürre Laub und wirbelte am Berg hin, am Himmel standen gelbe und blutrote Lichtstreifen wie mit riesigem Messer gerissene leuchtende Wunden, sonst war er ganz von grauen, sich übereinanderschiebenden Wolken verhangen. Der See lag still, schwarz und schwer in der Tiefe, seine hügeligen Ufer schienen zusammengerückt und an den Himmel gewachsen. Baum und Wiese, Haus und Stein, alles lag scharf herausgerissen in der düsteren Landschaft.

David hatte im Herrlibacher Berg Holz zu schlagen. Martha, seine Frau, trug ihm zu Mittag. Er setzte sich an den Rand der mit Unkraut bewachsenen Straße, unweit der Stelle, wo der Kesselflickerwagen einmal gestanden hatte,

um seine Mahlzeit zu halten. Die Frau ließ sich neben ihm nieder, damit sie das leere Blechgeschirr nachher gleich zurücknehme. Sie saßen eine Weile, sprachen ein paar Worte, während David aß, und sahen die Blätter sich zu ihren Füßen regen und wandern wie ein ziehendes Volk, fürbaß mit leisem Rascheln, jetzt einen Schritt, jetzt in fliegender Eile eine ganze Strecke hin. Kein Mensch war sonst in der Nähe, David war nachdenksam; vielleicht ging ihm das Vergangene, das, was an dieser Straße geschehen war, durch den Kopf. Als er zweimal einsilbigen Bescheid auf ein Wort von ihr gegeben hatte, wurde Martha aufmerksam. Sie sah ihn von der Seite an, lächelnd fast. Sie erriet, was ihn bedrängte, war aber seiner zu sicher, als daß sie sich darüber erzürnt oder darum geängstigt hätte.

Da tauchte drüben ein einzelner Mensch auf, dort, wo die Straße von Norden heranstieg. Langsam kam es herauf, schlank und dunkel zeichnete sich die Gestalt gegen den grauen Himmel — eine Frau. Sie ging mit gemächlichen, fast zögernden Schritten. Ein Tuch, das sie im Zipfel um den Kopf gelegt trug, flatterte im Winde. Als sie näher kam, sahen die beiden Dasitzenden, die unwillkürlich auf sie aufmerksam geworden waren, daß in ihren Bewegungen eine fremde Anmut war. Sie ließ die Arme lang herabhängen und hielt die Hände vor sich leicht verschlungen wie eine, die in Sinnen geht. Einmal zögerte sie und schaute mit einem Ausdruck von Verlangen auf das Dorf nieder, das sie von der Stelle, wo sie stand, zu ihren Füßen liegen sehen mußte. Das Tuch glitt ihr in den Nacken, und nun trat vollends die Anmut ihrer Haltung zutage. Das braune, reine Profil ihres Gesichts stand in edler Linie wider die graue Luft gezeichnet. Jetzt wandte sie sich, und im gleichen Augenblick gewahrte sie David und sein junges Weib. Sie stutzte, und es flog um ihre Nüstern eine leise Erregung, dann aber kam sie langsam näher, wiederum mit ineinander gelegten Händen, den Blick sinnend ins Weite gerichtet, kam näher, in flickigem Rock, das Haar wirr, aber mit fast königlichem Gange schreitend, und langsam, ohne die beiden anzusehen, ging sie vorüber und straßan, bis sie den Blicken der Dasitzenden entschwand. War sie dem Wagen der Kesselflicker vorangegangen oder folgte sie den bereits Vorausgezogenen, hatte sie vielleicht allein die Straße genommen, während die Verwandten andern Weges zogen — wer wußte es!

David hatte, als er sie erkannte, mit weit aufgerissenen Augen, in einer fürchterlichen Erregung, als müßte er jeden Augenblick aufspringen, dagesessen. Da legte sich Marthas Hand fest und stark auf die seine, und es durchrann ihn seltsam, als erwachte er jäh aus einem willenlosen Taumel. Ein wilder Schmerz in seinem Innern verschwand nicht völlig, aber er vermochte klaren Blickes auf das fahrende Weib zu sehen, das an ihnen vorüberging, und wußte, daß alles gut war, wie es war, daß Ungleich nicht zu Ungleich gehörte.

„Das war sie also," sagte Martha laut und ruhig, als Margherita verschwunden war.

„Ja," sagte er leise.

Der starke Ton ihrer Stimme hatte ihn fast erschreckt; es war nichts Weiches, Klagendes, und wiederum weder Zorn noch Empfindlichkeit darin. Die Festigkeit dieser Stimme zerriß jäh die Trauer und Sehnsucht, die ihn gefaßt hatten. Wie mit einem heftigen Federzug strich Martha das Vergangene aus, im Ton ihrer Stimme gleichsam verratend: Du gehörst zu mir! Was soll mich die groß kümmern, die wir soeben gesehen haben! Und die starke Frau stand nachher auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Wald zurück. Unwillkürlich griff er zur Axt, und sie streifte die Ärmel an ihren Armen auf, ihr Gesicht war hell, ihre Augen glänzten. „Ich will dir ein wenig an die Hand gehen." Dann fing sie neben ihm an zu arbeiten, Holz zusammenzutragen, das er geschlagen hatte, und zu Wellen zu binden. Er mußte sie ansehen, wie sie sich manchmal aufrichtete und prächtig wie ein junger Baum vor ihm stand. Da vergaß er ob ihr die andre und hatte eine ergiebige Arbeitsstunde.

In dieser Stunde wurde David zu dem Manne, der er später war, mit offenem Blick, frisch und froh und mit einer freien Freude an der Frau im Herzen, die im Leben neben ihm stand. —

Und weiter rauschte die Zeit über das Hochstraßer-Haus dahin. Die Jungen alterten, und die Kinder wuchsen auf. Julians Sohn kam nach St. Felix zur Schule, Uli, Barbaras Bub, legte schon bei den Landarbeiten Hand mit an. Er war seines Vaters Sohn, emsig, zäh im Fleiß, aber sein Blick war weiter.

„Er ist eine gute Hilfe," sagte Lukas von ihm, das hieß, daß er so gedieh, wie Lukas selber ihn zog.

Und da war der dritte, Lukas, der Knabe. Er war das Staunen von Herrlibach gewesen, als er mit blonden Locken ging; er war es noch jetzt, da sie ihm die Locken beschnitten hatten, weil er zu groß war. Schlank und stark gebaut, mit einer freien und hellen Stirn, ging er einher, hatte an allem Schönen Freude und wußte früh Maß zu halten im Genuß des Schönen. Er war kein Spinner, freute sich am Augenblick, tollte sich aus wie einer, aber in manchem Worte zeigte er, daß ein großer Ernst in seiner jungen Seele war und daß sein Blick weiter reichte, als Leute seines Alters sonst zu schauen pflegen. Als seine beiden Kameraden Uli und Julian seltener um ihn waren, knüpfte er in der Schule eine andere Freundschaft an, über die viele lächelten. Der Pfarrer von Herrlibach, ein kluger und innerlich feiner Mensch, hatte ein Töchterlein, ein stilles Kind mit zarten und reinen Zügen, an das der um vier Jahre ältere Knabe sich anschloß. Sie waren bald unzertrennlich. Im Pfarrhause oder auf dem Hochstraßergut oder oben im Wald, wo sie gern streiften, waren sie täglich beisammen. Sie waren ein Bild, wenn sie aus dem Walde durch die Weinberge gegen das Haus zur Weinlaube gestiegen kamen, Hand in Hand, mit hellen Gesichtern, das Wohlgefallen, das sie aneinander hatten, nicht verbergend, weil keinerlei Arg in ihnen war. Als es sich einmal traf, daß Lukas Hochstraßer und Brigitte beieinander standen und sie kommen sahen, verstummten diese beiden, die im Gespräch begriffen gewesen, und schauten, jedes unwillkürlich seinen Gedanken nachhängend, stumm eine Weile auf die weit oben am Berge Nahenden. Und nach dieser Weile trafen sich ebenso unwillkürlich ihre Blicke, und sie lächelten beide.

„Da kommt unsre Hoffnung vom Berge herab", sagte Lukas und sprach zum erstenmal aus, was Brigitte lange in ihm wußte: daß er auf diesem Enkel die Zukunft seines Hauses ruhen sah, und daß ihm war, als lebe er selbst in keinem andern so weiter wie in dem Knaben, der seinen Namen trug.

Lukas, der Bauer, und Brigitte lebten ihre friedlichen Tage dahin. Von dem, was einmal zwischen ihnen Wort geworden war, sprachen sie nicht mehr. Ihr Leben war ein so vollkommenes Aufgehen im Dienste des andern, daß kein Band sie enger hätte knüpfen können. So wohl lebten sie ihre Tage, daß die , die um sie waren, nie ahnten, wie nahe sie innerlich sich angehörten. Alle diese andern, die so verschieden waren und wohl kaum aus sich selbst sich je zusammengefunden hätten, fanden sich ineinander in der Erkenntnis des gemeinsamen Fort- und Emporkommens. Ihr gemeinsames Glück gedieh und band sie so fest, daß Lukas wußte, es würde nichts ihren Frieden stören, auch wenn er eines Tages nicht mehr unter ihnen sein würde.

Es war aber früh, daß Lukas' Blick erlosch, früh, weil der starke Mann wohl hätte in die Achtzig hinaufreisen sollen, statt mit dem zweiundsiebzigsten zu sterben. Aber der Baum fiel, ehe er morsch wurde. Lukas hatte sich in rauhem Wetter an der Herbstarbeit erkältet. Eine Lungenentzündung befiel ihn. Schwere Fieber verzehrten seine Kraft. Nach vier Tagen starb er.

Brigitte hatte die Wache bei ihm, als der Tod ihn ankam. Es war am hellen Tage. Er hatte sich selbst seit vielen Stunden nicht mehr gefunden. Im letzten Augenblick schien ihm noch Klarheit zu kommen; denn er bäumte sich auf, als ob er sich emporrichten wollte. Dann tat er die Augen weit auf, und die ganze Wucht seiner Lebensstärke leuchtete noch einmal aus ihnen. Es gelang ihm, sich gerade hinzusetzen, mit festem Druck hielt er Brigittens Hand, dann sank er jäh, wie vom Blitz geschlagen, in sich zusammen und war tot.

Das Mädchen, von dem der Reiz der Jugend gewichen war, stand an seinem Bett und verbiß den Schrei, der sich ihr auf die Lippen drängte. Sie hob die hagere und zitternde Hand und strich dem Toten über die Lider, feierlich, fast ehrfürchtig. Dann wuchs der Schmerz in ihr wie ein Wildwasser und quälte sie, daß sie sich umwendete, als müßte sie verzweifelnd aus dem Zimmer stürzen. Da öffnete sich die Tür, und mit hellem Gesicht trat Lukas, der Jüngling, auf die Schwelle. Sie stand einen Augenblick wie vor einer Erscheinung und streckte ihm dann die Hände hin, die er, rasch ernst geworden und begreifend, was geschehen war, ergriff. Und er hielt sie, als sie fallen wollte, er, der des Hauses Hoffnung war!

——: Ende. :——

Spruch.

Von **Frida Schanz.**

Der gehörte nicht zu den Sehend-Blinden,
Der lächelnd am Schluß seiner Tage buchte:
Mein Leben bestand aus Suchen und Finden,
Doch ich fand meist andres, als das, was ich suchte.

Gestohlen und wiedergegeben.

Groteske nach einer amerikanischen Idee.
Von Friedrich A. Wyneken.

Mr. Benjamin O'Toole stand gelangweilt und übel gelaunt am Schiffsgeländer und rauchte seine Abendzigarette. Der Dampfer lag im Hafen von Boulogne-sur-mer und wartete auf Passagiere, die auf einem Tender an Bord gebracht werden sollten. Es war kühl und dunkel; am Strande glitzerten die Lichter. Mr. O'Toole warf die Zigarette über Bord und murmelte: „Noch sieben Tage. Dann — was tun und wohin?"

Über das Wasser ertönte eine weibliche Stimme. Sie sang, und andere Leute lachten dazu. Das Geräusch wurde lauter, kam näher. Die Personen befanden sich offenbar auf dem erwarteten Tender. Endlich legte dieser an der Seite des Schiffes an, und ein Dutzend Passagiere kam an Bord. Die Dame mit der hübschen Stimme verabschiedete sich sehr geräuschvoll von ihren Begleitern und ließ sich dann von einem Offizier auf das Schiff helfen.

Mr. O'Toole schlich die Treppe zum Speisesaal hinunter. Das Schleichen war die Spezialität des schlanken kleinen Herrn mit dem undurchdringlichen, glatt rasierten Gesicht. Zwischen der untersten Treppenstufe und der Tür zum Speisesaal stand die Dame mit der hübschen Stimme und verlangte von drei verblüfften Stewards eine Flasche Champagner. Als die dienstbaren Geister sich unsichtbar gemacht hatten, war Mr. O'Toole mit der Dame in dem matt erleuchteten Raum allein. Diese Dame streifte den Mann mit flüchtigem Blick, schob ihren kostbaren Pelzrock tief in den Nacken und löste ihr Halstuch auf.

Schnell und geräuschlos sprang Mr. O'Toole an die Dame heran und sagte leise: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen helfe!" Seine beiden Hände machten sich diensteifrig an dem Pelzkragen der Dame zu schaffen, worauf die Rechte blitzartig in der eigenen Rocktasche verschwand. Dann begab sich Mr. O'Toole langsam nach seiner Kabine, die er mit seinem Freunde und Geschäftsteilhaber Thomas Baker teilte. Der schlief bereits, und Mr. O'Toole legte sich ebenfalls ins Bett.

Am nächsten Morgen gab es große Aufregung an Bord. Eine Dame, die sich Mrs. Mabel Stonehill nannte, hatte dem Kapitän ihre kostbare Perlenschnur als verloren gemeldet. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer über das Schiff, und man fragte, ob der wertvolle Schmuck verloren oder gestohlen worden sei. Die Dame selbst ließ sich nicht sehen, und die Stewards deuteten in diskretem Tone an, daß sie sich mit einem Katzenjammer in der Kabine befinde.

Mr. O'Toole lauschte und sagte nichts. Anders sein Freund Mr. Baker. Als die beiden im Rauchsalon bei einem Glas Scotch Whisky mit Soda saßen, brach Baker endlich aus: „Du lieber Himmel! Perlen im Wert von hunderttausend Dollar zu verlieren, — oder vielmehr für hunderttausend Dollar Perlen zu besitzen!"

Mr. O'Toole lauschte und schwieg immer noch. Er war weise genug, seinem Geschäftsteilhaber nicht alles zu sagen. Denn Mr. Baker hatte manchmal ganz eigentümliche Ideen. Gut aussehend und gewandt, diente er Mr. O'Toole als wirkungsvolle Staffage. Die Ozeanreise war seine Idee. Sie wurde unternommen, nachdem die beiden Genossen in Neuyork einen Spielklub mit Hilfe ihrer Revolver „aufgehoben" und dabei achttausenddreihundertundzweiundfünfzig Dollar „gewonnen" hatten. Eine Erholungsreise auf die andere Seite des Ozeans schien zeitgemäß, und die Genossen vertrieben sich dabei die Zeit durch Kartenspielen mit leicht zu behandelnden Personen, die schwere Geldbeutel vermuten ließen.

Mr. Baker nahm sich sehr bald eines wohlhabend aussehenden deutschen Bankiers an, den er in irgend eine hoffnungsvolle Partie Poker hineinlotsen wollte. Allein der deutsche Herr konnte überhaupt nicht Poker spielen und gewann seinem Partner bei einer Partie Doppelbinokel in einer Nacht 250 Dollar ab. Es wäre wahrscheinlich auf seiten des Mr. Baker noch mehr Blut geflossen, wenn Mr. O'Toole die beiden nicht vorzeitig auseinander gebracht hätte.

Die Reise nach dem Osten bedeutete also einen schweren Verlust. Auch in Rotterdam, wo es angeblich so viele Diamanten gab, wußte man mit den betreffenden Händlern nichts anzufangen, da diese nur holländisch sprachen. Deshalb fuhren O'Toole und Baker lieber wieder heim.

„Ich höre, daß man alle Passagiere nach der Perlenschnur untersuchen will", setzte Baker die Unterhaltung fort. „Ich werde dem Zahlmeister vorschlagen, daß die Durchsuchung der Koffer auf dem Deck geschieht. Dann, alter Junge, bieten sich uns gute Gelegenheiten."

„Um Gotteswillen, halt's Maul und bleibe dem Zahlmeister fern!" raunte O'Toole. „Wenn die Sache schief geht, habe ich keine Lust, in eine wackelnde Zelle zu wandern. Geh' überhaupt zu Bett und überlaß mir das Plänemachen, so lange wir noch auf dem Wasser sind." — Mr. Baker gehorchte stumm.

Als der Dampfer nur noch zwei Tagereisen von Neuyork entfernt war, erschien Mrs. Mabel Stonehill zum ersten Male wieder auf Deck, und die Geschichte des Halsbandes lebte unter den Passagieren von neuem auf. Baker verliebte sich sofort in die üppige Dame, die etwa sechsundzwanzig Jahre alt und, wie man sagte, zweimal verheiratet und ebenso oft geschieden war.

Voller Begeisterung meldete Baker dem Genossen einige Zeit darauf, daß es ihm gelungen sei, sich der Schönen zu nähern. Er habe bereits einen Stein im Brett bei ihr. „Denke dir, ich versprach der Dame, ihr beim Suchen des Perlenhalsbandes behilflich zu sein", fuhr Baker fort.

„Bist du verrückt!?" zischte O'Toole.

„Wieso denn? Wenn ich nun mit dem Halsband in der Hand vor sie hintreten werde, dann, — ach, dann — —"

„Du tust ja gerade so, als ob du es schon gefunden hättest", sagte O'Toole höhnisch.

„Wenn sie's aber schon auf dem Lande verloren hat," bemerkte Baker nachdenklich, „dann haben wir kein Glück!"

„Das heißt, du hast kein Glück."

„Nun, ich werde mich etwas umschauen und sehen, was da zu machen ist", fuhr Baker fort. „Sie ist zu reizend und süß, und ich möchte dem Engelsbild gern helfen."

„Halt's Maul und sprich nicht mehr von dem Halsband!" herrschte O'Toole den Genossen an, der sich nun verstimmt entfernte.

Mr. O'Toole sandte ihm einige zwischen den Zähnen gemurmelte Flüche nach, zog ein neues Paket Zigaretten aus der Tasche und riß die Hälfte der Silberpapierhülse ab. Dann fielen seine Augen auf die grüne Stempelmarke mit dem Bilde eines amerikanischen Staatsmannes, und er steckte das Paket, ohne eine Zigarette herauszunehmen, wieder in die Tasche. Darauf begab sich Mr. O'Toole schleunigst in seine Kabine, bestellte eine Kanne heißen Tee beim Steward und teilte diesem mit, daß ihm nicht wohl sei. Als sich der Steward entfernt hatte, verriegelte Mr. O'Toole die Tür sorgfältig.

Zwei Tage später, an einem sonnigen Morgen, kam das Schiff in Neuyork an und wurde sofort von Reportern überlaufen, die sich mit Mrs. Stonehill beschäftigten.

„Wie haben die Herren nur erfahren, daß sie die Perlenschnur verloren hat?" fragte Baker.

„Wahrscheinlich hast du es ihnen gesagt", bemerkte O'Toole sarkastisch.

„Du, übrigens ist auf dem Schiff nur einer, der es ihr fortgenommen haben könnte," sagte Baker, „und das bist du."

„Ach, ist es möglich!"

„Aber ich glaube nicht, daß du es gewesen bist. Dann hätte ich es doch finden müssen," fuhr Baker fort, „denn ich habe erst heute morgen, als du dein Bad nahmst, dein ganzes Gepäck durchwühlt."

Mr. O'Toole grinste, nahm seine Reisetasche und verließ die Kabine. Im Zollschuppen verabschiedete sich Mr. Baker in der liebenswürdigsten Weise von Mrs. Stonehill und gesellte sich dann wieder Mr. O'Toole zu, worauf beider Gepäck von den Zollbeamten untersucht wurde. Mrs. Stonehill zog eine neue Schachtel Zigaretten aus der Tasche und schickte sich an, sich eine Zigarette anzuzünden. Als man sie jedoch darauf aufmerksam machte, daß das Rauchen auf dem Pier verboten sei, steckte die Dame das Paket in die Handtasche zurück.

O'Toole und Baker begaben sich dann in einer Autodroschke nach einem Hotel in Neuyork. Unterwegs stellte O'Toole seine Handtasche behutsam auf den Schoß und ließ sie nicht aus den Augen.

Im Hotelzimmer begann Mr. O'Toole die Handtasche auszupacken. Unterdessen schwärmte Mr. Baker ihm von neuem von Mrs. Stonehill vor. „Denke dir," sagte er, „bei der Gepäckrevision waren ihr die Zigaretten ausgegangen, und was meinst du, was sie zu mir sagte?

„Geben Sie mir eine Zigarette, Darling."

„Aber natürlich, ein ganzes Paket bekommt mein süßer Schatz", sage ich, nehme aus deiner Handtasche ein neues Päckchen und überreiche es ihr mit Grazie. Du entschuldigst meinen Griff in deine Handtasche!"

Mr. O'Toole hatte während der Erzählung seines Genossen die Handtasche hastig durchsucht und schließlich den ganzen Inhalt ausgeschüttet.

„Mein Himmel!" rief er. „Du hast ihr also das ganze Paket Zigaretten gegeben?! — Weißt du, was darin war? — Das Perlenhalsband!"

Stunde.

Skizze von G. A. Mulach.

Hinter gelblichen Vorhängen liegt die Sonne. Scharf und dunkel steht die Silhouette des Fensterkreuzes auf dem weich fallenden Stoff.

Müde, mit halbgeschlossenen Augen, blinzelt der Kranke gegen die warme Helle, die das schmale, hohe Zimmer mit süßer Schwermut erfüllt. Der kalte Geruch irgend eines Disinfektionsmittels dünstet durch den Raum.

Auf dem kleinen Nachtschränkchen tickt eine winzige Uhr, beinahe wispernd und doch klar und deutlich. Tickt und tickt. Draußen prallt die Sonne gegen die weiße Hauswand, an der wilder Wein rankt und an der die Fensterreihen einförmig und gleichmäßig wie Soldaten in Front stehen.

Müde und schwer liegt die Hand auf der Bettdecke. Dicht daneben trippelt eine Fliege mit unruhigen Beinchen ziellos auf und ab. Trippelt auf die weiße, magere Hand zu, an deren Finger der dünne Goldreif so locker sitzt. Trippelt, steht, zwirbelt die Vorderbeinchen ineinander und krabbelt wieder zurück.

Kleine Fliege!, denkt er. Und, große Welt! In der jetzt die Sonne wärmt und blendet. Dann horcht er auf das ferne Surren und Schurren, in das es manchmal wie Klingeln tönt, und das wie ein ferner Fall von tausend Wassern vor seinem Ohr steht.

Leise, kraftlos und schüchtern bewegt er die Hand, die so weiß ist wie mattes Wachs. Da summt die Fliege auf in einem winzigen Ton, der wie warnendes Tuscheln durch das helle Zimmer fliegt.

Heute abend werden sie drunten im Sprechzimmer sitzen und warten. Seine Gedanken wandern. Mit den schlaftrunkenen Augen verfolgt er den Zickzackflug der Fliege.

Im Garten knirscht ein Wagen über den Kies. Es ist so flüsterstill, daß das leichte Knirschen aus den Dielenbrettern zu kommen scheint.

Kranksein ist Ruhe, denkt er. Kranksein sind winzige Geräusche und warme Sonne hinter gelben Vorhängen und summende Fliegen und leise, leise tickende Uhren.

Hinter den geschlossenen Augenlidern brennen rote Feuer, sinnt er in halbwachen Träumen. In den Schlaf hinein, der diese Lider so schwer und müde macht.

Dann fährt wieder der Wagen über den Kies. Jetzt biegt er sicherlich um die Rasenfläche. Das Tor, weit, weit offen. Und die Straße voll spielender Kinder.

Heute abend wird eine blasse Frau drunten im Sprechzimmer sitzen und warten, denkt er. Ich werde hier oben liegen und die Sonne wird fort sein. Nur das ewige Ticken der Uhr wird da sein.

Morgen wollte er reisen. In den Mittagsglast einer großen, gelbbrennenden Sonne hinein. Bäume, Wiesen, Felder sehen. Eine große pastellfarbene Landschaft. Wer das malen könnte!, grübelt er. Viel Grün, in allen Schattierungen, und gelbe, weichfallende Lichter darauf.

Aber Kranksein geht vor. Geht vor.

Schlaff hängen ihm die Lider. Durch den schmalen Spalt sieht er weißes Linnen und darauf eine fremde Hand.

Geht vor. Arzt geht vor, Stille, Schlafen. Reisen kann man immer noch. Übermorgen, nächste Woche, später.

Dann rollt es leicht über den Flur. Mit leisem Knacken springt die Tür auf. Leise und flüsternd, wie alles hier im Haus.

Schwester Anna steht vor ihm am Bett. Ein kalter, klarer Geruch strömt über ihn hin. Er sieht lange das helle, gestreifte Waschkleid der Schwester an.

Jetzt, denkt er. Jetzt ist die Stunde da. Er will sagen, daß er keine Furcht hat. Aber er blickt nur die Schwester an, die vor ihm steht. Weiß, blond und still.

Nun liegt er auf dem Wagen, der so leicht und federnd über die kühlen Fliesen rollt. Er hat die Augen geschlossen und fühlt, wie ihm das Blut aus dem Herzen schwindet.

Dann schleift Metall auf Metall. Der Fahrstuhl. Gleich werden sie unten sein, in dem weißen, kühlen Zimmer, in dem die feurigen Kugeln der elektrischen Sonnen an der Decke hängen.

Bang wölben sich seine Lippen. Laßt mich wieder hinauf! Laßt mich das Knirschen von Rädern auf hartem Kies hören. Oder das Ticken der kleinen Uhr. Und er denkt an die kleine Fliege, die jetzt einsam im hohen, stillen Zimmer summt.

Hastiges Flüstern huscht um ihn herum. Instrumente klirren auf Glas. Dann spricht eine beruhigende, tiefe Stimme zu ihm.

Er zählt gehorsam. Eins — zwei — drei — vier — fünf — immer weiter. Atmet tief den süßlich-widrigen Geruch.

Auf den gelben Vorhängen krabbelt die Fliege. Immer höher, immer höher. Der Park liegt hinter den Vorhängen, mit viel Grün und kringelnden Sonnenstreifen. Weit draußen fährt eine Straßenbahn. Sie klingelt. Hält. Fährt weiter. Dann ruft jemand, und dann — dann wird es dunkel. So merkwürdig dunkel, daß er die Augen öffnen will — ja, die Augen öffnen will.

Die Lampen summen. Auf der blitzenden Glasplatte des Tisches liegt bleich und hager ein müdes Gesicht, in dem eine bange Frage Antwort heischt.

Draußen prallt noch immer die Sonne gegen die weiße Hauswand, und in dem wilden Wein schilpen die Spatzen.

Der geplagte Familienvater.

Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, der nicht weniger als 17 Söhne und 7 Töchter hatte, war so glücklich, vier Generationen um sich erblühen zu sehen.

Eines Tages nun hatte er in seinem Schlosse mehrere Räte und den Kanzler um sich versammelt, um wichtige Staatsgeschäfte zu besprechen. Nach und nach fanden sich aber Kurprinz Joachim Friedrich und dessen Sohn Johann Sigismund mit seinen Kindern ein.

Die Stunde der Tafel nahte, und die kleinen Prinzen, namentlich der nachmalige Kurfürst Georg Wilhelm, machten einen solchen Lärm, unbekümmert um die wichtigen Regierungsgeschäfte, daß schließlich die vortragenden Räte nicht mehr zu verstehen waren.

Schließlich riß dem Kurfürsten die Geduld, nachdem er schon ein paarmal mißbilligend zu den Kindern hinübergesehen hatte, und er rief:

„Mein lieber Sohn Joachim Friedrich, — sage doch bitte deinem Sohne Johann Georg, — ich ließ seinem Sohne Georg Wilhelm sagen, er möchte gefälligst sein Maul halten!"

Hanns Icks-Marschall.




Bunte Chronik

* **Die Bevölkerung Sowjetrußlands.** Nach den Angaben der Statistischen Zentralstelle über die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung in der Sowjetunion im Jahre 1926 beträgt die Zahl der Einwohner der Sojetunion 144 805 000 gegen 135 Millionen im Jahre 1914.

*

* **Eine Heilmaschine für Influenza.** Von einem griechischen Arzt namens Tsimonkas wird berichtet, daß er eine elektrische Maschine erfunden hat, womit er die Influenzamikroben in 15 Minuten zur Strecke bringen will. Über seine Erfolge mit diesem maschinellen Heilverfahren ist noch nichts bekannt geworden.

*

* **Was ist Petroleum?** Über die Zusammensetzung des Petroleums sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Während die einen Petroleum als reines chemisches Produkt aus organischen Substanzen betrachten, halten es die anderen für ein Produkt aus tierischen oder pflanzlichen Überresten.

*

* **Durch einen Papagei verraten.** In Paris wurde von der Polizei ein Mann angehalten, der einen Papagei in einem Käfig trug. Er weigerte sich, dem Kommissar seinen Namen zu nennen, und stand auf dem Punkte, entweder freigelassen oder einige Tage in Haft genommen zu werden, wegen der Weigerung, sich bekanntzugeben. Da rief der Papagei plötzlich laut: „Hallo, Lienart!" Der Kommissar und die anderen Polizisten brachen darauf in ein herzhaftes Lachen aus, denn dem vom Hauptpolizeiamt zuletzt zugegangenen Befehl zufolge sollten sie sich einmal nach dem Ausbrecher Lienart umsehen. Der Mann gab jetzt zu, Lienart zu heißen, und der Papagei wurde von der Polizei als Pflegling angenommen.

Lustige Rundschau



* **Bettler-Philosophie.** „Ist es Ihnen nicht selbst zuwider, als kräftiger und gesunder Mensch betteln zu gehen?" — „Anjenehm is et nich, aber jedes Jeschäft hat ja seine Schattenseiten."

*

* **Der Naturfreund.** So, jetzt mach ik noch rasch een scheenet Jedicht uff de Herrlichkeit der Alpen, und dann mach ik, daß ik rauskomme aus den verfluchten Steinhaufen."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.